

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-61800](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-61800)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern, jede $\frac{1}{2}$ Bogen stark. Der Preis beträgt im Inlande vierteljährl. 27 gr. Gold nebst 6 gr. Postporto (zusammen 33 gr. Gold) ohne Vorausbezahlung. — Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

II. Jahrgang.

Dienstag, den 16. September 1845.

N^o 74.

Mikroskopische Untersuchungen,

angestellt von J. Vasker.

Um die großen Wunder der kleinen Welt im Sonnenmikroskop zu zeigen, muß das ewige Licht durch einen engen Raum einströmen und durch Konzentration der Strahlen eine um so intensivere Helle erzeugen.

So zeigen sich die größten Wunder der kleinen Welt, wenn das Licht der Erkenntnis in dem engen Raum eines Menschenschädels konzentriert ist, der sich wie die Bude auf dem Markt für die Einflüsse der Außenwelt schließt, und ihr nur so viel offen läßt, daß volles Licht einströmen kann. In einer einsamen Stunde stellte ich Versuche mit dem Sonnenmikroskop an, von deren Resultaten ich einige mittheile.

Ich nahm die Begeisterung eines Mannes, der als Lärmkanone für die neueren sogenannten religiösen Bewegungen aufgetreten. Diese Begeisterung erschien unter dem Sonnenmikroskop als eine sehr faule Masse, in der eine Menge häßlicher Infusions-Thiere hin und her schwammen. Da waren aalartige Thierchen, die fortwährend eine Sucht zu glänzen zeigten, skorpionartige Ungeheuer spieen Geifer aus, der sich zu Schriftzügen gestaltete, aus denen ich hervorlas: Mein Konkurrent ist von den altkatholischen Pfaffen bevorzugt worden, von ihm haben sie ihre Bedürfnisse bezogen, nun sollen sie meine Rache dafür fühlen! Eine plumpe Masse lag in der Mitte, die wie geronnene Stockfisch-Sauce, das Symbol der zähen Dummheit, aussah. Fortwährend stiegen Blasen aus dem wirren Gemisch hervor, die einen Augenblick bunt schillerten und sofort zerplagten. Sie sahen gewichtig aus, als wäre etwas Glänzendes durch sie gesehen, aber hinterher war es nichts.

Ich legte das Wort: Vorwärts, unter das Mikroskop. Die Sonnen-Beleuchtung zog die Buchstaben so riesengroß auseinander, daß nur unendliche Linien neben einander daraus wurden, die wie dicke Striche durch eine Rechnung aussahen.

Ich legte die Bescheidenheit eines beginnenden Schauspielers unter das Glas. Wie erstaunte ich, einen Künstler zu erblicken, von einer Vollendung, die ich mir nie als möglich gedacht hatte.

Mit ungeheurer Begierde suchte ich die Politik der Gegenwart zu erforschen. Allein trotz der 300,000maligen Vergrößerung erschien sie so kleinlich, daß ich keine klare Ansicht gewinnen konnte.

Die Nacht eines Rockes aus einem Herren-Garderobe-Magazin wurde Gegenstand der Untersuchung. Da war ein Stich schon so groß, daß er weit über den Anfang und das Ende der Welt hinausgehen mußte, denn ich konnte weder Anfang noch Ende der Nacht finden.

Ich nahm das Herz eines Pietisten, um zu sehen, wie viel wahre Religion darin wäre. Das Mikroskop war zu schwach.

Der herrschende Zeitgeist sollte sich mir in seiner vollen Glorie zeigen. Da verhüllte sich die Sonne in dichtes Gewölk und versagte hartnäckig ihren Dienst.

Hierauf ergriff ich den Zeitungsruhm eines Tageschriftstellers. Zum Unglück brach aber die Sonne recht gewaltig durch die Wolken. Diese helle Beleuchtung schien für jenen Ruhm zu stark. Es war nichts zu sehen. Merkwürdig war es, daß einzelne Gegenstände bei dieser enormen Vergrößerung just das entgegengesetzte Ansehen bekamen:

Der Kuß eines Komödianten an einen Regenten wurde ein Nackenschlag.

Ein deutscher Morgen zur sibirischen Dämmerung.



Der Reichtum eines geachteten Rentiers zu Thränen von Wittwen und Waisen.

Die Lebensverachtung eines Zerrissenen zu Hunger nach Ausern und Durst nach Champagner.

Die Thränen eines Mädchens ihrem Geliebten gegenüber zu Liebesblicken nach dessen Geldbeutel.

Das Licht einer gewissen Aufklärung zu einer ägyptischen Finsterniß.

Das englische Fabrikwesen zu verhungerten Leichen. Eine Siegeshymne zu einem Kyrie eleison.

Der Triumph einer Sängerin zu einer Unzahl Freibillets.

Endlich legte ich den Ruf der Malice unter, in welchem ich stehe. Dieser verwandelte sich, ohne daß ich Licht noch Vergrößerung anwenden durfte, in die tiefste Erbitterung über das unglücklichste Dasein und in den Schmerz über erduldete Bosheit und Ungerechtigkeit.

Dieser Anblick biß so furchtbar in meine Augen, daß ich nichts weiter zu sehen vermochte.

Beethoven

befand sich einmal gleichzeitig mit Goethe in Karlsbad, wo auch die kaiserliche Familie erschien. Goethe stellte sich demüthig und bescheiden bei Seite, um die Kaiserfamilie vorbeigehen zu lassen, Beethoven dagegen schritt mit hochhabender Stirn und bedeckten Hauptes einher, während er zornig vor sich hinbrummte: „Dieser Goethe wird doch nie etwas anderes als ein Bedienter werden.“ Die kaiserliche Familie blieb aber auch ehrfurchtsvoll vor Beethoven stehen und grüßte ihn zuerst. Diese hohe Auszeichnung, mit welcher man den Meister bei seinen Lebzeiten behandelte, erstreckte sich auch nach seinem Tode auf die Glieder seiner Familie. Vor einigen Jahren war sein Bruder Johann, der Apotheker in irgend einer Stadt ist, wegen Uebertretung irgend einer Verordnung zu einer starken Geldstrafe verurtheilt und bat um eine Audienz bei dem Kaiser Franz, um dessen Gnade zu erbitten. Der Kaiser empfing ihn ernst, sobald er aber den Namen Beethovens hörte, wurde er milder und fragte theilnehmend: „Sind Sie vielleicht ein Verwandter unsers großen Meisters?“

„Ow. Majestät, ich bin sein Bruder.“

„Ach, das ist etwas anderes. . . Die Strafe ist Ihnen erlassen.“

Ein anderes Mal hatten sich die Freunde Beethovens, ohne daß er etwas davon wußte, bei dem damals regierenden Könige von Preußen verwendet, damit ihm

derselbe einen Orden ertheile. Es war von dem rothen Adlerorden dritter Klasse die Rede. Beethoven erhielt indeß den Orden nicht, wohl aber einen höchst kostbaren Diamantring. Beethoven ließ sogleich seinen Freund Holz zu sich kommen und sagte verdrießlich zu ihm:

„Verkaufe mir diesen Ring.“

Holz zögerte und sagte: „Aber, Freund, bedenke doch, daß es ein Königsgeſchenk ist.“

„Ich bin auch König!“ antwortete der Meister, der sich im Gefühle seiner Größe stolz aufrichtete.

Die große Messe, welche auch in Bonn aufgeführt wurde, ist eines der schwierigsten Werke, die Beethoven geschrieben hat. Er schrieb sie zur Feier der Einführung des Erzherzogs Rudolph, der zum Erzbischof von Olmütz ernannt werden sollte. Der Erzherzog wurde aber Erzbischof und Kardinal, ehe Beethoven, der eine sorgfältige Feile an seine Werke legte, mit der Messe zu Ende gekommen war. Als man ihn drängte, die Arbeit zu beschleunigen, antwortete er: „Ich warte, bis er Papst wird.“

Er arbeitete sieben Jahre an dieser Messe, die erst 1822 beendet wurde und die im nächsten Jahre zum ersten Male zur Aufführung kam. Beethoven dirigierte das Orchester, obgleich er schon taub war.

Niklas Becker,

der Dichter des Rheinliedes, den die Zeitungen schon oft todt gesagt haben, ist vor wenigen Tagen an der Abzehrung gestorben. Die Nation hatte diesem Manne in einem Augenblick des Rausches einen ungeheuren Namen auf die Schultern gelegt. Vermochte Becker diese Ruhmeslast zu tragen? Nein. Aber war es nicht kindisch, einen Menschen, den man in der Trunkenheit vergöttert, auch noch im nüchternen Zustande nach den Maßstäben eines Trunkenen zu beurtheilen? Was war es denn, weswegen man den verstorbenen Becker in die Wolken erhob? Wenn die deutschen Philister in den Versen des Rheinliedes den Ausdruck ihrer franzosenfeindlichen Sauerkrautstimmung fanden, ei, warum begnügten sie sich nicht mit diesem edlen Selbstgenuß? Das möchte noch hingehen, daß sie seinen Namen in das leichte Schaumgold der Zeitungsberühmtheit tauchten. Aber das war eine unverantwortliche Ungerechtigkeit, daß sie in ihm den poetischen Messias des einigen Deutschlands sahen und an seine späteren Leistungen überspannte Anforderungen machten. Beckers spätere Dichtungen waren nicht besser und nicht schlechter, als sein Rheinlied, dessen Autorschaft ihm sogar streitig gemacht wird. Wenn sie der Nation nicht schmecken wollten, so lag die Schuld wahrlich nicht an

Becker, sondern es kam daher, weil auf die poetische Trunkenheit von Anno 1840 ein bleierner, aschgrauer Regenjammer gefolgt war. Hätte der arme, lungenflechte Dichter den putzigen Trubel wegen des freien deutschen Rheins und die Selbsttäuschungen der begeisterten Philister voraussehen können, ich glaube, er hätte das Rheinlied ruhig im Pulke liegen lassen. — Niklas Becker ist ein warnendes Beispiel für unsere Tagesberühmtheiten, von denen die Meisten dereinst nicht wissen werden, wie sie die drückende Last ihrer Berühmtheit von den Schultern wälzen sollen. Das ist bei den Zeitfragen wie bei einem Scheibenschießen. Triffst du einmal ins Schwarze, so bläst man Tusch und der Herzold ruft deinen Namen auf den Gassen aus. Du bist berühmt. Aber wehe dir, Schütze, wenn du nachher wieder schießest und das Ziel verfehlst. Man wird dich ärgerlich ausschelten und endlich dir stolz den Rücken kehren.

Von dem sterbenden Becker geht auch die Sage, er habe wie weiland der König von Thule einen goldenen Becher in die Fluthe des Rheinstroms geworfen. Das sei derselbe Becher gewesen, den ihm der König von Baiern in Anerkennung seiner Deutschheit geschenkt. Ein Lachsfißer habe diesen Becher aus den grünen Wellen des Rheins gefischt, von diesem sei er Biszt überlassen worden, der ihn endlich Dektor Berktz zum Geschenk gemacht habe. Wäre es wahr, so befände sich also jetzt der deutsche Becher im Besitze eines Franzosen. Sie transit gloria . . .

Der ewige Jude über die „Erste Bürger-Versammlung“.

„Immer weiter, weiter, weiter!“

Mein Auftreten als „juif errant“ hat durch Eugen Sue die ganze civilisirte Welt in Staunen gesetzt und zur Verwunderung hingerissen. Die Südspitze von Afrika und Grönlands Gestade betritt mein Fuß, und nächstlicher Weile besuche ich auch meinen tausendjährigen Freund Lapan und unterhalte mich mit ihm über Gegenwart und Zukunft. So erzählt mir mein Freund den Fortschritt der Zeit in traulich-ernster Redeweise. Auch Oldenburg, das nun bald sein tausendjähriges Bestehen festlich begehen und dabei essen wird *), hat einen Schritt gethan, hat sich, wie man sagt, ein Herz gefaßt und will eine Bürgerversammlung berufen. Der ewige Jude, verspottet und verschmäht und doch Theilnahme findend bei den Völkern, hat wie der alte Lapan

*) Und wahrscheinlich auch trinken — denn Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen. D. Beob.

seine eigene Meinung. Er als prophetischer Beschauer der menschlichen Schicksale erhielt freilich kein Zutrittskärtchen, doch erlaubt er sich, alt und erfahren genug, ein gediegenes Wort vorher.

Wahr ist und bleibt es: „die Zeit rollt vorüber und glättet die Menschen mit der eisernen Hand des Schicksals, deren Druck oft Reiche und Nationen unterliegen.“ Auf meinen Wanderungen habe ich Freund Lapan lieb gewonnen und unterhalte mich gern ein Nachtstündchen mit ihm und werde dies nun öfter thun, nachdem er mir erzählt, daß ich künftig keine Thorsperre mehr zu zahlen brauche. Die Zinnen der Thürme friedlicher Dorfkirchlein übersteige ich mit keckem Tritt, doch Nestdengen, wo Wehr und Waffen den Eingang bewachen, betrete ich nur im wichtigen Verufe. — Heil dem Fortschritte der Zeit zu Ruh und Frommen der Völker. Schon lange habe ich darüber nachgedacht, was wohl die Oldenburger Stimmberechtigten auf der nächsten Bürgerversammlung aussprechen werden. — Frei ist des freien Mannes freies Wort, wenn Gesetz, Fürst und Obrigkeit, die Gewalt hat, nicht dabei berührt wird. Darum, Ihr Oldenburger, haltet auf diese wohlgemeinte Lehre des Alten vom europäischen Norden, und bedenkt, daß Euch nicht alle Tage die Gelegenheit, Eure Meinung geltend zu machen, geboten wird.

Lange Debatten hatte ich schon mit meinem hellgelben Freunde Lapan, wie wohl der Ausfall in der Stadtkasse, den sie durch Aufhebung der Sperre erleidet, gedeckt werden soll. Das Armengeld ist hoch genug und kann nichts mehr leiden *); der Kartensempel, ein Tribut, dem auch das Land beisteuert, kann auch nicht erhöht werden. So ist uns denn etwas Anderes in den Sinn gekommen. Wir, Lapan und ich, schlagen vor: „man besteuere den Handel mit Lotterieloose, woran vielleicht noch Niemand gedacht hat. Ein auswärtiger Lotterieloosehändler zahle 100 und ein inländischer 25 bis 50 Rth. Gold und das Defizit **) wird bald gedeckt sein.“

*) Das Armengeld soll weder etwas leiden noch erhöht werden. Der Vorschlag des Stadtmagistrats geht dahin, daß zur Deckung des Ausfalls in der Stadtkasse nach dem Beitrag des Armengeldes, das heißt, nach den Vermögensumständen eines Jeden beigetragen werden soll. Mögten doch nur alle Abgaben, direkte und indirekte, so gestellt sein. — Gott bewahre! — Wasverus würde am Ende wohl gar, wenn kein Anderer Ausweg wäre als dieser, die Thorsperre beibehalten wollen — dann gut, daß er kein „Zutrittskärtchen“ bekommen hat.

D. Beob.

**) Gar nicht übel. Wenn auch hierzu vielleicht nicht ausreichend, so könnte es doch dazu beitragen, dem Ruin mancher Familie vorzubeugen. D. Beob.



Das Lotto ist hier freilich eine geheime Angelegenheit, aber ein abscheulicher, fressender Krebs, der am Marke nagt; der Krebs trifft und belästigt nur die einzelne Stelle, das Lotto den ganzen Körper und die ganze Familie. Mancher brave tüchtige Arbeiter arbeitet vom Morgen bis zum Abend und kommt doch nicht vorwärts, warum? „er verspielt sein Geld im Lotto.“ —

Und die Detroi — diese vielbesprochene Last, die für die Mittellosen am fühlbarsten ist — wann wird die aufhören? Hassverus.

Straßen-Unfug.

Seit längerer Zeit wird des Abends von mehreren Handwerkerlehrlingen in der Wallstraße, in der Nähe des s. g. Barackenplatzes, so wie auch in der kleinen Straße, welche von der Mottenstraße zum Walle führt, oft ein furchtbarer Skandal getrieben, der darin besteht, daß sie Zündhütchen unter den Fenstern losknallen, Bänke vor den Häusern umwerfen oder auch wohl ganze Straßen wegztragen und dann liegen lassen; auch werden bei dieser Gelegenheit mitunter Fenster Scheiben eingedrückt oder eingeworfen und dergleichen.

Obgleich die Polizei in der Nähe wohnt, so ist bis jetzt doch noch nichts gethan, dem Unfug zu steuern. Nur ein Beispiel dürfte statuiert werden, und die Sache hätte ein Ende.

Oldenburg, 12. Sept. 1845.

G. W.

Unglücksfall durch Brand,

zugleich als Warnung.

In dem eine Stunde von hier entfernten Bürgerfelde fand man am vergangenen Sonnabend Morgen eine Familie (Mann, Frau und zwei Kinder) in einer todesähnlichen Erstarrung. Durch Unvorsichtigkeit mußte am Abend zuvor in den in der Schlafstube befindlichen Kleiderschrank Feuer gekommen sein, das sich während der Nacht in demselben verbreitet und nach und nach die darin befindlichen Kleider verkohlt hatte; erst als man am Morgen den Schrank öffnete, schlug durch den Luftzug die Flamme auf. Der Qualm hatte die Schlafenden gänzlich der Sprache beraubt und sie nach und nach in einen todesähnlichen Zustand versetzt, aus welchem, sobald der Zustand der Familie entdeckt war, der schnell herbeigeholte Arzt zuerst das jüngste Kind und dann die ältere Tochter wenigstens in so weit befreite, als diese jetzt außer Gefahr sein sollen. Vater und Mutter waren jedoch so sehr von dem Qualm ergriffen, daß sie bereits in der Sonntagsnacht gestorben sind.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.

Turnerfest in Oldenburg.

(13. Sept.)

Das diesjährige Turnerfest war nicht vom besten Wetter begünstigt, dessen ungeachtet aber herrschte eine solche Heiterkeit, ein so munterer Geist unter den Turnern groß und klein, daß es eine wahre Lust war, ihren höchst gewandten, oft überraschenden Ausübungen zuzusehen. Nur schade, daß das Fest an einem Werkeltag und nicht vielmehr an einem Sonntage stattfand, denn dies war doch wohl mehr als das schlechte Wetter die Ursache, weshalb sich die Zuschauer nicht eben zahlreich eingefunden hatten. Solche Feste grade müssen zu Volksfesten erhoben werden, das Volk muß Theil nehmen können an den Freuden der Jugend; der Sonnabend aber ist für die meisten Handwerker u. ein Tag, an welchem ihnen ihre Geschäfte nicht erlauben, einen Abstecker zu machen. — Zu diesem Turnerfeste war auch ein „Turnerfestlied von J. Mendelssohn“, komponirt von Professor Pott, ausgegeben worden, welches von so armseligem Inhalt ist, daß es seinen Zweck, die Jugend zur Freude zu begeistern, nicht im Entferntesten zu erfüllen vermag. Sind wir denn so arm an passenden Liedern, daß man zu solch elender Kleinerei seine Zuflucht nehmen mußte?

— Daß dieses Lied den Herrn Professor Pott zum Komponiren begeistern konnte, ist weiter nicht zu verwundern, simeal chacun à son gout; daß aber die resp. Lehrer u. eine solche Wahl sanktioniren konnten, muß im höchsten Grade befremden — oder hat man nicht darum gerufen? — Man sollte doch billig bei solchen Gelegenheiten vorher Alles einer genauen Prüfung unterwerfen. Das Lied wurde von den Seminartisten mit vieler Discretion gesungen.

Die Sammlung von Liedern für Turner, worauf in diesen Blättern aufmerksam gemacht wurde, ist nun erschienen und führt den Titel:

Lieder und Spiele für Turner. Herausgegeben von S. Mendelssohn, Turnlehrer an den Unterrichtsanstalten zu Oldenburg. Im Verlag des Herausgebers und in Kommission bei C. Sonnenberg.

Dieses Liederheft enthält theilweise recht gediegene und zweckmäßige Lieder von berühmten Verfassern, z. B. von Arndt, Freiligrath, Uhland, Maschmann u. A. Freilich ist auch viel des Werthlosen mit aufgenommen, wie z. B. das diesjährige „Turnerfestlied“ von J. Mendelssohn und ein Gedicht „Auf den Tod des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig“ von demselben Verfasser. Was dieses letztere in einer Liedersammlung soll, ist nicht abzusehen. Den Liedern sind noch einige, für die Jugend gewiß sehr interessante „Turnspiele und belustigende Uebungen“ angehängt, weshalb dies Büchlein besonders den Schulen zu empfehlen sein möchte. Nur scheint uns der Preis von 12 gr. hemmend für eine größere Verbreitung desselben zu sein — indessen will der Herr Herausgeber bei größeren Quantitäten einen bedeutenden Rabatt geben.

Der Beobachter.

Druck und Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg.

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

II. Jahrgang.

Freitag, den 19. September 1845.

N^o. 75.

Die Unterzeichnete hält den „Beobachter“ zu neuen Bestellungen auf das mit dem 1. Oktober beginnende vierte Quartal bestens empfohlen. Der Preis des Quartals beträgt, incl. des Postporto's, 33 Gr. Gold.

Den bisherigen Abonnenten wird das Blatt auch fernerhin regelmäßig zugesandt, und bedarf es daher von diesen keiner erneuerten Bestellung.

Die Verlagsbandlung.

Falsche Anklage.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der „Intoleranz“ überschriebene Artikel in Nr. 73. dieser Blätter wider mich gerichtet ist, obgleich ich in demselben nicht ausdrücklich genannt bin. Ich habe durchaus nicht die Absicht, mich mit einem ungenannten Ankläger in Erörterungen irgend einer Art einzulassen; eine Berichtigung dessen aber, was er fälschlich für That-sachen ausgiebt, bin ich aus mehr als einer Rücksicht zu liefern schuldig. Daß dieselbe für zwei Personen, die früher meine Pfarrkinder waren, nur unersichtlich sein kann, bedaure ich, — kann es aber nicht ändern.

Vor etwa 6—7 Monaten zeigte mir M. in G. an, nicht — wie es in dem Artikel heißt — daß er zum h. Abendmahl gehen wollte, sondern daß er ein ihm kurz zuvor gebornes Kind den folgenden Tag taufen zu lassen wünschte. M. hatte seit langer Zeit die hh. Sakramente nicht empfangen und an dem öffentlichen Gottesdienste keinen Theil genommen; und sehr oft, namentlich aber fast regelmäßig des Sonntags, hatte ich ihn gesehen, wie er, stark betrunken, aus der Stadt nach Hause taumelte. Ich benutzte die Gelegenheit, ein längeres Gespräch mit ihm anzuknüpfen, in welchem ich ihm die unseligen Folgen der Branntweinvöllerei vor Augen stellte und ihn ermahnte, sich diesem Vaster zu entziehen und ein ordentliches Leben zu beginnen. Insbesondere forderte ich ihn auf, sich für die öfterliche Zeit auf würdige Empfangung der Sakramente der Buße und des Abendmahls vorzubereiten und die Kirche in Zukunft wieder zu besuchen. Alle meine Ermahnungen wies er beharrlich in schändlicher Weise zurück, und was namentlich die h. Kommunion betrifft, so sagte er: Früher hätte ich sie ihm nicht geben wollen,

jetzt wollte er sie nicht, — auch (so fügte er noch hinzu) würde er mir das Kind nicht zur Taufe schicken, indem er lutherisch werden wollte. Da war meine Geduld zu Ende, ich hieß ihn gehen. Ungefähr eine halbe Stunde später kam er in Begleitung eines mir unbekannten Mannes wieder, mir eine schriftliche Anzeige eines der hiesigen Herren Prediger bringend, daß er sich zum Uebertritte in die lutherische Kirche gemeldet hätte. Ohne ein Wort zu sagen stellte ich die erforderliche Bescheinigung über desfalls gemachte Anzeige aus, und Tags darnach ward das Kind des nunmehrigen Protestanten M. von dem damaligen Quartallisten getauft. Seine Frau aber ist bis jetzt nicht aus der katholischen Kirche ausgetreten, wenigstens ist mir eine desfallsige Anzeige nicht gemacht. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich dem M. das h. Abendmahl wirklich einmal verweigert habe, und zwar am Tage seiner Kopulation. Mein Grund für dieses Verfahren war der, daß M. bis dahin Jahre lang, wie notorisch ist, im Konkubinate gelebt hatte, ein Umstand, der wohl nicht geeignet war, mich zu dem Glauben zu berechtigen, daß er schon damals würdig an Gottes Tisch hätte erscheinen können.

Was den zweiten namhaft gemachten Vorfall betrifft, so habe ich Folgendes zu bemerken: Nach dem Cherechte der katholischen Kirche kann zwischen Schwager und Schwägerin keine gültige eheliche Verbindung geschlossen werden, es sei denn, daß das Hinderniß durch päpstliche Dispensation beseitigt werde. Der Katholik kann sich über diese Bestimmung hinwegsetzen; in den Augen der Kirche aber ist seine Verbindung null und nichtig, und ohne Weiteres bleibt er von den hh. Sakramenten ausgeschlossen, so lange er dieselbe nicht aufgibt. Die Kirche hat ein unbedingtes Recht, nach

